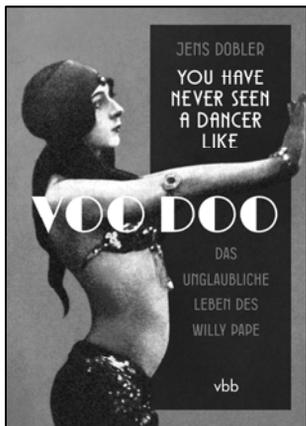


Rezensionen

Jens Dobler: You have never seen a dancer like Voo Doo. Das unglaubliche Leben des Willy Pape, Berlin 2022: Verlag für Berlin-Brandenburg (vbb), 160 S., € 24



In seiner Biographie über das Leben von Willy Pape (1891–1940), der Anfang des letzten Jahrhunderts unter dem Namen Voo Doo im In- und Ausland als fernöstliche Tänzerin aufgetreten ist, wirft der Historiker Jens Dobler die Frage auf, woran es eigentlich liegt, dass manche Künstlerinnen und Künstler noch lange nach ihrem Tod bekannt sind, während andere in Vergessenheit geraten. Im Ergebnis seiner langjährigen Recherchen zu Leben und Werk Voo Doos gelangt Dobler zu der Feststellung, dass der Zufall eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt: „Über die Bekanntheit eines Künstlers Jahrzehnte später entscheidet am wenigsten sein Können, sondern wie und wer über ihn berichtet bzw. ihn fotografiert, gefilmt oder gemalt hat“ (S. 102).

Aufmerksam auf Voo Doo wurde Dobler durch den Katalog zu der vom Schwulen Museum im Rahmen der 750-Jahr-Feier Berlins gestalteten Ausstellung *750 warme Berliner*. In diesem wurde ohne nähere Angaben zur abgebildeten Person ein Foto Voo Doos gezeigt, das Dobler in seinen Bann zog. Ausgangspunkt für seine vertiefende Beschäftigung mit Leben und Werk war dann die Ausstellung *Von anderen Ufern. Geschichte der Berliner Lesben und Schwulen in Kreuzberg und Friedrichshain*, die 2003 im Berliner Kreuzberg-Museum gezeigt wurde. Hierbei entstand auch ein von Dobler verfasstes Lesebuch, in das Willy Pape mit einer Kurzbiographie Aufnahme fand, weil er nach dem Ende seiner Künstlerkarriere zusammen mit seinem damaligen Lebensgefährten zeitweise eine Schwulenbar in Kreuzberg betrieben hatte.

Die bisherigen Ergebnisse der sich über mehr als zwei Jahrzehnte hinziehenden Nachforschungen Doblers finden nunmehr mit der von ihm vorgelegten eigenständigen Biographie ihren vorläufigen Abschluss. Darin werden die bereits in dem erwähnten Ausstellungskatalog präsentierten Erkenntnisse (S. 155-163) sowie seine Beiträge zu Willy Pape in *Invertito* (6. Jahrgang, 2004, S. 110-121) und im biographischen Lexikon *Mann für Mann* (Neubearbeitung 2010, S. 905-906) zusammengefasst, korrigiert und ergänzt.

Aufgrund der schwierigen Quellenlage lässt auch die jüngste Veröffentlichung zu Voo Doo viele Fragen offen. Das gilt insbesondere in Hinblick auf die Art und Qualität seiner künstlerischen Darbietungen, die im Gegensatz zu den früheren biographischen Beiträgen Doblers im Mittelpunkt der aktuellen Veröffentlichung stehen.

Die Ausführungen zu Leben und Werk sind nicht selten Vermutungen und haben teilweise spekulativen Charakter. Was die für seine Biographie herangezogenen

Quellen betrifft, so kann der Autor nach wie vor kaum autobiographische Materialien zu Willy Pape präsentieren. Für Informationen zu Kindheit und Jugend, der Entwicklung seiner sexuellen Identität und seinem Drang, Frauenkleider zu tragen, sowie dem schon früh geäußerten Wunsch nach einer Künstlerkarriere als „Damenimitator“ greift Dobler vor allem auf eine Veröffentlichung des Sexualwissenschaftlers Magnus Hirschfeld über „Transvestiten“ und deren erotischen Verkleidungstrieb aus dem Jahr 1910 zurück, dem Willy Pape nach einem gescheiterten Selbstmordversuch im Sommer 1909 als Forschungsobjekt für seine sexuelle Zwischenstufenlehre diene.

Zur Dokumentation und Würdigung seiner Bühnenkunst werden die von ihm ausfindig gemachten Besprechungen seiner Auftritte in der deutschen und der internationalen Presse herangezogen sowie Programmmaterialien, Werbeanzeigen und die Verbandszeitschriften der freiberuflichen Künstlerinnen und Künstler *Der Artist* und *Das Programm*, in denen Voo Doo Werbung in eigener Sache machte und sich für Engagements bei Veranstaltern im In- und Ausland empfahl. Um dem Leser einen visuellen Eindruck von Voo Doos Bühnenpräsenz und seiner Tanzkunst zu vermitteln, sind zahlreiche der von Dobler ausfindig gemachten Künstlerpostkarten im Buch abgedruckt. Weiterhin werden einige zeitgenössische journalistische und literarische Veröffentlichungen herangezogen und in mehr oder weniger umfangreichen Auszügen wiedergegeben, in denen sowohl Voo Doos Tanzkunst wie auch die gemeinsam betriebene Schwulenbar Erwähnung gefunden haben.

Nach wie vor wenige Informationen kann der Autor für die Zeit des Nationalsozialismus sowie die letzten Lebensjahre Willy Papes präsentieren. Neben dem Interview mit einer Freundin aus dem privaten Bekanntenkreis des Paares sind dies einige wenige Informationen aus einer im Landesarchiv Berlin vorhandenen Gerichtsakte aus dem Jahr 1937 zu Ermittlungen gegen Pape wegen sexueller Belästigung eines Soldaten, die damals nach § 185 StGB als schwere Ehrenkränkung und tätliche Beleidigung verfolgt und derentwegen Pape zu einer Geldstrafe verurteilt wurde.

Erstmals kann Dobler in der vorliegenden Biographie die vollständigen Lebensdaten von Willy Pape (7.10.1891–21.2.1940) und seinem langjährigen Lebens- und Geschäftspartner Emil Otto August Schmidt (7.12.1887–7.12.1947) präsentieren. Mit Voo Doo porträtiert der Autor einen Tänzer, dessen Wirkungsstätte nicht das klassische Theater, sondern das Varieté und der Zirkus waren. Wie Dobler zu Recht anmerkt, zählt Voo Doo damit zu jenen Künstlern, die als Repräsentanten der Unterhaltungskultur lange Zeit von der Theater- und Tanzwissenschaft vernachlässigt worden sind.

Bei der Lektüre der Ausführungen Doblens zur Karriere Voo Doos entsteht mitunter der Eindruck, dass völlig unabhängig von ihrem jeweiligen Entstehungszusammenhang jede ermittelte Information als Tatsache präsentiert wird. Das erweist sich als besonders problematisch für die im Anhang veröffentlichte Zusammenstellung nachweislich stattgefundenener oder angekündigter Auftritte Voo Doos, die hier fälschlicherweise als „Tournéeplan“ präsentiert werden. Belege für eine durchgeführte „Tournée“ Voo Doos als Solokünstler werden aber keine angeführt.

Doblens Ausführungen leiden mitunter darunter, dass der Autor zu wenig vertraut ist mit der Geschichte des Theaters, des Varietés und des Bühnentanzes. Das zeigt sich bereits an der bei der Darlegung der Quellenlage mit Bedauern geäußerten Feststellung, dass bis heute noch keine bewegten Bilder von Voo Doo aufgetaucht sind.

Dobler erkennt, dass für die Zeit, in der Voo Doo als Künstler gewirkt hat, grundsätzlich keine Mitschnitte von Bühnenaufführungen existieren. Und das macht es ausgesprochen schwierig, wenn nicht gar unmöglich, sich heute noch ein Bild von Voo Doos Tanzkunst verschaffen zu können. Des weiteren ist die bei dem Versuch einer tanzgeschichtlichen Verortung Voo Doos von Dobler vorgenommene Charakterisierung der weltberühmten Tänzerin Isadora Duncan (1877–1927) als Begründerin des Nackttanzes sachlich unzutreffend. Die Begründerin des modernen Ausdruckstanzes war eine entschiedene Kritikerin des klassischen Balletts und der dort von den Tänzerinnen zu tragenden Corsagen und Spitzenschuhe. Duncan hat bei ihren öffentlichen Auftritten barfuß, aber nie nackt getanzt.

Was die zur zeitgenössischen Rezeption von Voo Doos Tanzdarbietungen angeführten Auszüge von Rezensionen aus der damaligen Presse betrifft, so fallen diese äußerst unterschiedlich aus. Unter ihnen finden sich sowohl begeisterte wie auch kritische Kommentare. Im Mittelpunkt stand häufig Voo Doos äußere Erscheinung, sein schöner, geschmeidiger und biegsamer Körper sowie die „schlangenartige Beweglichkeit“ seines linken Armes. Erstaunlich ist, dass Voo Doos Tanzkunst in der zeitgenössischen Schwulen-, Lesben- und Transvestitenpresse lange Zeit keine Beachtung gefunden zu haben scheint. Erste Beiträge kann Dobler erst zum Ende von Voo Doos Künstlerkarriere nachweisen. Das wirft u.a. die Frage auf, ob Voo Doo dort zunächst überhaupt als Transvestit bzw. Damenimitator wahrgenommen wurde. Schließlich hatte er in der ersten Hälfte seiner Karriere sein wahres Geschlecht dem Publikum nicht offenbart, sondern sich je nach Nummer oder Programm als vermeintlich authentische indische, ägyptische oder syrische Tänzerin präsentiert.

Die drei abgedruckten literarischen Texte, die Voo Doos Tanzkunst thematisieren, sind erst gegen Ende bzw. nach seiner Tänzerkarriere erschienen. Bei zweien geht es um die Frage, ob es sich bei Voo Doo um einen Mann oder eine Frau handelt, in dem Gedicht von Alfred Richard Meyer um die literarische Verarbeitung des Besuchs einer Aufführung seines Schlangentanzes.

Ein Problem der Biographie stellt die Verwendung des Begriffs „Stücke“ bei der Benennung von Tanzdarbietungen Voo Doos dar. Dabei handelt es sich um einen Begriff, der traditionell für das Theater steht, nicht aber die Darbietungen in Varieté und Zirkus. Dort ist, wie auch die zitierten und abgedruckten zeitgenössischen Quellen belegen, von „Nummern“ die Rede. In der Abkehr von der Benutzung dieses Begriffs dokumentiert sich eine gegenüber dem zeitgenössischen Kulturverständnis vorgenommene Aufwertung des künstlerischen Schaffens Voo Doos. Das wird besonders deutlich bei Doblens Versuchen, in seinen Aufführungen mehr als Unterhaltung und Bepaßung des Publikums zu sehen. Eine seiner Thesen lautet, dass es Voo Doo in seinen Tänzen vor allem um die Darstellung von Androgynität ging (S. 41-44). Als Beleg dafür wird u.a. auf seine Choreographie *Der Tanz vor dem Stein des Lebens* nach den Motiven des 1916 erschienenen Romans *Heliogabal* von Louis Couperus verwiesen. Mangels fehlender Selbstzeugnisse sowie genauerer Informationen zur tänzerischen Gestaltung werden zur Untermauerung dieser These umfangreiche Ausführungen aus dem Roman wiedergegeben. Bei dem Verfasser der einzigen hierzu im Buch auszugsweise veröffentlichten Rezension sind jedoch keine eine solche Annahme stützenden Hinweise zu finden. Hier ist lediglich von einem

„syrischen Motiv“ als Anregung für den Tanz die Rede und im Hinblick auf die tänzerische Gestaltung von einer „von weiblicher Anmut“ getragenen Tanzkunst.

Die abdruckten Künstlerpostkarten Voo Doos präsentieren eine Kunstfigur, die im Vergleich zu den Aufnahmen anderer homosexueller Tanzkünstler der damaligen Zeit keine Androgynität erkennen lässt, sondern ausgesprochen feminin daherkommt, eher dem Typ der Femme fatale entspricht und eine nur schwerlich als Mann zu identifizierende Tänzerin ist.

Eine Frage, der der Autor in Zusammenhang mit den fremden, häufig wohl sinnlich-erotisch aufgeladenen Tanzdarbietungen von Voo Doo bedauerlicherweise nicht nachgegangen ist, betrifft ihre Authentizität. Die Nummern werden unhinterfragt als aus den entsprechenden Ländern stammende Tänze präsentiert. Nach den Erkenntnissen der Tanzwissenschaft handelte es sich bei derartigen Darbietungen jedoch meist um Nachempfindungen und Impressionen, die nur selten Authentizität beanspruchen konnten. Sie sind ein Produkt der im Gefolge des Kolonialismus aufgekommene Neugier auf fremde Länder, der Verklärung von Exotik und Abenteuer und vermittelten meist nur Klischees über den „Orient“, der damals groß in Mode war.

Mit seiner Biographie hat Jens Dobler dem in Vergessenheit geratenen Tänzer Willy Pape ein Denkmal gesetzt. Voo Doo ist eine für die Geschichte des Transvestismus, der Travestie und des Bühnentanzes ausgesprochen interessante Persönlichkeit. Es dürften sich schwerlich weitere Männer finden lassen, die sich so überzeugend als Femme fatale inszenieren und als Tänzerin im Variété auftreten konnten.

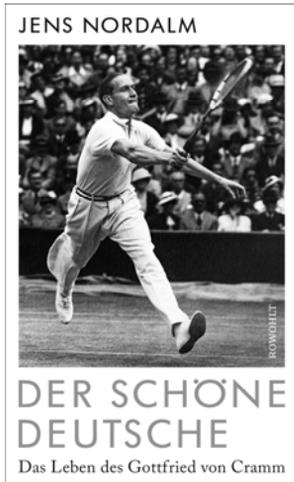
Was jedoch die Würdigung seiner tanzkünstlerischen Leistungen betrifft, vermögen die von Dobler gemachten Ausführungen nicht zu überzeugen. Dazu sind sie zu sehr geprägt von den aus der Werbung in eigener Sache präsentierten Informationen Voo Doos sowie einer aus der Faszination des Autors herrührenden Tendenz zu seiner Verklärung.

Doblers Ausführungen fehlt gänzlich der Versuch einer Verortung Willy Papes innerhalb der Geschichte des Männertanzes. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts stieß ein Mann, der sich dem Bühnentanz zugetan fühlte, auf wenig Verständnis. Mit einem Körper ausgestattet, der wohl mehr dem einer Frau als dem eines Mannes entsprach, hatte Willy Pape bessere Voraussetzungen, diesen Berufswunsch verwirklichen zu können, als viele seiner Tänzerkollegen. Nach den von Dobler präsentierten Materialien betrat er mit der von ihm erschaffenen weiblichen Kunstfigur Voo Doo die Bühne ganz als Frau und nicht wie im Variété meist üblich en travesti. Hinweise auf Kontakte zu anderen Tänzern oder eine Beteiligung Papes an den zu dieser Zeit unter seinen Tänzerkollegen beginnenden kritischen tanzkünstlerischen Auseinandersetzungen mit den traditionellen Geschlechterrollen im Männertanz finden sich in der Biographie nicht.

Nach allem, was Dobler zur sexuellen Identität Willy Papes hat ermittelt können, scheint diese sich im Laufe seines Lebens gewandelt zu haben. Sie lässt sich nicht eindeutig verorten. Pape steht damit für die Vielfalt der persönlichen Lebensgestaltung nichtheteronormativ fühlender Menschen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Klaus Sator, Berlin

Jens Nordalm: Der schöne Deutsche. Das Leben des Gottfried von Cramm, Hamburg: Rowohlt 2021, 286 S., € 24



Jens Nordalm hat mit seiner Biographie über den als „Tennisbaron“ international bekannt gewordenen Gottfried von Cramm (1909–1976) ein Beispiel für ein nichtheteronormatives Leben im letzten Jahrhundert vorgelegt. Von Cramm wurde 1909 auf Schloss Nettlingen bei Hildesheim als Spross eines der ältesten deutschen Adelsgeschlechter geboren und verunglückte 1976 bei einem Autounfall in Ägypten tödlich. Von Cramm war in den 1930er Jahren einer der weltbesten Tennisspieler, gilt als bester deutscher Tennisspieler vor Boris Becker und wurde im Nachkriegsdeutschland zwei Mal zum Sportler des Jahres gekürt.

Seine Bedeutung für die Geschichte des deutschen und internationalen Tennissports wurde bereits in mehreren im In- und Ausland erschienenen Beiträgen gewürdigt, in Deutschland z.B. in der 1990 veröffentlichten umfangreichen Biographie

Gottfried von Cramm. Der Tennisbaron von Egon Steinkamp.

Im Gegensatz zu der von seiner Berliner Clubkameradin Paula Struck von Reznicek verfassten Biographie *Gottfried von Cramm. Der Gentleman von Wimbledon* von 1949 verschweigt Steinkamp nicht den von den Nationalsozialisten gegen von Cramm erhobenen Vorwurf homosexueller Kontakte. Von Cramm wurde deswegen unmittelbar nach der Rückkehr von einer längeren Auslandsreise am 5. März 1938 beim gemeinsamen Abendessen mit der Familie verhaftet, angeklagt und zu einem Jahr Gefängnis verurteilt wurde, was seine Tenniskarriere nachhaltig beschädigte. In Unkenntnis der Strafakten reduziert sich bei Steinkamp der von den Nazis gegenüber von Cramm erhobene Vorwurf, gleichgeschlechtliche Kontakte unterhalten zu haben, auf einen Vorwand, mit dem sich die nationalsozialistischen Machthaber unliebsamer oder als potenzielle Gegner verdächtig gewordener Personen zu entledigen versuchten. Dass von Cramm jenseits heteronormativer Vorstellungen lieben und begehren konnte, scheint für Steinkamp unvorstellbar.

Für die jüngste Biographie über von Cramm, in der auch das Leben seiner Jugendliebe, ersten Ehefrau und lebenslangen Freundin Elisabeth „Lisa“ von Dobeneck (1912–1975) zentralen Raum einnimmt, konnte Nordalm – wie bereits Steinkamp dreißig Jahre vor ihm – das Familienarchiv einsehen. Offensichtlich waren es jedoch unterschiedliche Materialbestände, die den beiden Autoren vorgelegt bzw. von ihnen für ihre Biographien herangezogen wurden oder Berücksichtigung gefunden haben. Anders als Steinkamp präsentiert Nordalm Quellen, die eine Annäherung an die Persönlichkeitsentwicklung und sexuelle Identitätsfindung von Cramms auf den Familiengütern im Großraum Hannover und in der Hauptstadt Berlin sowie bei seinen Reisen innerhalb und außerhalb Deutschlands erlauben. Was in früheren Ver-

öffentlichungen über den Tennisstar nicht oder nur am Rande thematisiert wurde, nimmt bei Nordalm breiten Raum ein.

Zu den hierzu von ihm herangezogenen Quellen zählen auch die Prozessakten zu den strafrechtlichen Ermittlungen gegen von Cramm wegen Verstoßes gegen den Paragraphen 175 StGB sowie die veröffentlichten Erinnerungen von Wegbegleitern, darunter die seiner Tenniskollegen Donald Budge (1915–2000) und Bill Tilden (1893–1953) sowie die seines langjährigen Freundes aus Jugendzeiten Jörg von Morgen (*1928) und die Memoiren des mit ihm eng befreundeten Schauspielers Hubert von Meyerinck (1896–1971). Nordalm kann viel Neues zur persönlichen Lebensgestaltung von Cramms und dessen Beziehungs-, Liebes- und Sexualleben präsentieren, das die damals vorherrschenden gesellschaftlichen Konventionen sprengte. Er zeichnet das Bild eines gänzlich unkonventionellen Lebemanns, der Frauen wie Männer bewundert und begehrt und sich in Menschen unabhängig von ihrem Geschlecht verlieben konnte, und das mitunter zur gleichen Zeit.

Da ist zuerst die Liebesbeziehung mit seiner Jugendfreundin Lisa von Dobeneck, Tochter aus einer mit den von Cramms befreundeten Adelsfamilie, einer attraktiven und sportlichen Frau, die traditionelle Rollenzuweisungen ignorierte, Hosen und eine Kurzhaarfrisur trug, über lesbische Erfahrungen verfügte und mit ihrem androgynen Erscheinungsbild Ende der zwanziger Jahre zur Trendsetterin in Modefragen wurde. Als die beiden sich 1929 verlobten, war er 20 und sie 17 Jahre alt. Nach dem Erreichen seiner Volljährigkeit erfolgte im darauf folgenden Jahr die Hochzeit und zeitnah der Umzug in eine gemeinsame Wohnung in Berlin. Als Enkelin des jüdischen Kölner Bankiers Louis Hagen erhielt Lisa eine monatliche Apanage, mit der sich das Paar eine luxuriöse Wohnung sowie einen aufwendigen Lebenswandel leisten konnte. Gemeinsam mit Freunden stürzten sich beide ins prickelnde Nachtleben der Stadt, tanzten und feierten viel. Letzteres war eine Leidenschaft, die nach Nordalm für alle ihm bekannt gewordenen Lebens- und Liebesbeziehungen des Tennisstars zutraf. Das Paar führte eine offene Beziehung, beide hatten außereheliche Affären. Nordalm charakterisiert diese Beziehung als „Lebensbeziehung“, denn beide blieben zeitlebens eng verbunden; auch nachdem Lisa 1937 wegen ihres Verhältnisses mit dem Eishockeyspieler Gustav Jaenicke, im Tennisspiel auch zeitweiligen Doppelpartner von Cramms, die Scheidung einreichte.

Die Geschichte der Ehe zwischen von Cramm und der US-amerikanischen Multimillionärin Barbara Hutton (1912–1979) kann Nordalm um aufschlussreiche Details ergänzen: Die beiden begegneten sich erstmals während eines Tennisturniers in Kairo im Frühjahr 1937. Hutton verliebte sich in ihn, schrieb ihm Liebesbriefe und reiste ihm zu vielen seiner Turniere hinterher. Doch von Cramm blieb zunächst zurückhaltend. Als sie von seiner Verhaftung erfuhr, reiste Hutton nach Berlin und bot an, ihn mit Devisen bei Göring freizukaufen. Dem Vorschlag stand die Familie allerdings ablehnend gegenüber. Dass Huttons Verhalten einen bleibenden Eindruck auf von Cramm machte, ihm schmeichelte und er sich zunehmend ein Zusammenleben mit ihr vorstellen konnte, wird aus von Nordalm zitierten Briefen von Cramms aus der Haft an seine Mutter deutlich. 1955 wurde er ihr sechster Ehemann. Und wieder war es die Ehefrau, die nur wenig später die Scheidung einreichte. Inwieweit dabei auch zeitgleich bestehende Liebesverhältnisse oder rein sexuelle

Kontakte von Cramms mit Männern eine Rolle spielten, lässt sich nach Nordalm aufgrund der bisherigen Quellenlage nicht abschließend beurteilen.

Nordalm kann vielfältige Begegnungen und Einflüsse dokumentieren, die die Entwicklung der sexuellen Identität des Tennisstars geprägt haben: Er führt z.B. einen Brief aus London vom Sommer 1929 an die Familie an, in dem von Cramm schreibt, dass ihn der Besuch des Films *Wings* (deutscher Titel: *Flügel aus Stahl*) sehr beeindruckt habe, ohne allerdings zu erwähnen, dass hier erstmals in der Filmgeschichte zwei sich küssende Männer gezeigt werden. Weiterhin führt Nordalm gemeinsame Besuche von frivol-freizügigen Kulturprogrammen mit Familie, Ehefrau und Freunden an. Die erste Begegnung von Cramms mit seinem späteren Liebhaber Manasse Herbst (1913–1997), die ihm unter den Nationalsozialisten zum Verhängnis werden sollte, erfolgte im Rahmen eines Familienbesuchs der Aufführung der Berliner Inszenierung der Revueoperette *Im Weißen Rössl* von Erik Charell, in der der junge jüdische Schauspieler in der Rolle des Piccolo zu sehen war. Mit Tennisfreunden besuchte man die von Solisten des Balletts der Berliner Staatsoper aufgeführte Tanzpantomime zu einem „Liebesspiel zu dritt“ auf einem Tennisplatz.

Nordalm kann aufzeigen, dass von Cramm zunehmend auch zahlreiche Bars und Veranstaltungen aufsuchte, die überwiegend von sexuell und geschlechtlich unangepassten Menschen besucht wurden. Er benennt von Cramms Freund und Vertrauen aus Jugendtagen Jürgen Ernst Graf Wedel (1890–1956), den Schauspieler Hubert von Meyerinck sowie seinen zeitweiligen Trainer, den US-amerikanischen Tennisspieler Bill Tilden, der seine Zuneigung zu jungen Männern nie verhehlte, als diejenigen, die ihn in die schwule Berliner Subkultur eingeführt haben. Als Förderer und väterlicher Freund wird König Gustav V. von Schweden (1858–1950) angeführt, der wie von Cramm ein leidenschaftlicher Tennisspieler war und sich ebenfalls von Männern sexuell angezogen fühlte. Zwischen beiden, die jahrelang auf dem Tennisplatz Doppel gespielt hatten, bestand eine lebenslange Freundschaft. Er bot von Cramm nach seinen Schwierigkeiten mit den nationalsozialistischen Machthabern auch die Übersiedlung nach Schweden an.

Anhand der Briefe an den Jugendfreund Wedel kann Nordalm auch Informationen zu zwei Liebesbeziehungen von Cramms zu Männern in der Nachkriegszeit präsentieren: Die eine bestand zu dem in Kairo als Hans Peter Schaich geborenen Tänzer Jean-Pierre Alban (1932–1973), den er vermutlich bei einem Tennisturnier in Ägypten kennengelernt hatte. Sie verbrachten bis zu Albans Selbstmord viel Zeit miteinander. Dabei begleitete und förderte von Cramm die internationale Tanzkarriere seines Freundes. Nach Einschätzung Nordalms handelt es sich auch hierbei um eine „Lebensbeziehung“, die von Cramm vor seiner Mutter nicht verbergen musste.

Während Nordalm hierzu zahlreiche Einzelheiten berichten kann, bleiben seine Ausführungen zu der angeführten Liebesbeziehung zu „Bertil“, einem Schüler aus von Cramms Zeit als Tennistrainer in Schweden, dürftig. Sie umfassen weniger als eine Seite und seine Identität bleibt ungeklärt. Die Charakterisierung dieser Beziehung als Liebesbeziehung leitet Nordalm aus einem persönlichen Brief an Wedel ab, in dem er von ihm als seinem „Antinous“ spricht, eine Anspielung auf den Geliebten des römischen Kaisers Hadrian. Möglicherweise handelt es sich hierbei um den jungen schwedischen Tennisspieler Bertil Blomquist, den von Cramm für das erste inter-

nationale Tennisturnier auf deutschem Boden nach dem Zweiten Weltkrieg nach Berlin holte. Aus Veröffentlichungen zur Geschichte des Tennissports in Schweden, die Nordalm bei den Recherchen zu seiner Biographie nicht berücksichtigt hat, geht hervor, dass beide sich kannten und befreundet waren.

Nordalms Ausführungen, die eine gewisse kritische Distanz zu dem von ihm bewunderten von Cramm vermissen lassen, ergänzen das bisherige öffentliche Bild des Tennisstars durch die Geschichte seiner Liebesbeziehungen, in denen Nordalm eine „nonkonformistische Unterströmung seines Lebens“ (S. 246) sieht. Er zeigt, wie es von Cramm während seiner Ehen mit von Dobeneck und Hutton gelang, seine Männerliebschaften in dauerhafte Freundschaften zu verwandeln. Er thematisiert auch die Konflikte und Lebenskrisen, in die von Cramm durch seine Lebensart vor dem Hintergrund der in seiner Erziehung vermittelten Werte immer wieder geraten ist. Das zeigt sich besonders deutlich nach seiner Verhaftung 1938 durch das Öffentlichtwerden seines mann männlichen Begehrens. Die Angst, eine Schande für die Familie zu sein und von ihr verstoßen zu werden, lassen ihn in der Haft über Selbstmord nachdenken.

Mit seiner Biographie hat Nordalm einen aufschlussreichen und spannenden Beitrag zur persönlichen Lebensgestaltung eines sich der vorherrschenden Moral seiner Zeit entziehenden prominenten Zeitgenossen vorgelegt, dessen „unangepasster Charakter und Lebensstil weder so recht in die Nazi- noch in die biedermeierliche Adenauerzeit passen“, wie Sibylle Peine in ihrer Rezension für die Deutsche Presseagentur zutreffend bemerkt hat. In ihr werden die unterschiedlichen Möglichkeiten der sexuellen Identitätsfindung und der persönlichen Lebensgestaltung und deren Abhängigkeit von den jeweiligen politischen Verhältnissen sowie der Zugehörigkeit zu bestimmten gesellschaftlichen Gruppen deutlich.

Das ansprechend gestaltete Buch enthält zahlreiche Fotos und Abbildungen sowie ein Namensregister, das es dem Leser erleichtert, sich einen Überblick über das soziale Beziehungsgefüge Gottfried von Cramms zu verschaffen, darunter zahlreiche homosexuelle Männer aus dem In- und Ausland.

Klaus Sator, Berlin

Anna Hájková: Menschen ohne Geschichte sind Staub. Homophobie und Holocaust (Hirschfeld Lectures Band 14), Wallstein Verlag, Göttingen 2021, 59 S., €9,90



Der kleine Band „Menschen ohne Geschichte sind wie Staub. Homophobie und Holocaust“ der Historikerin Anna Hájková (Jg. 1978), die nach dem Studium der Geschichte, Anglistik und Soziologie an der Humboldt-Universität Berlin und der Promotion im Fach Geschichte an der University of Toronto in Kanada heute Associate Professor für Neuere Geschichte an der britischen University of Warwick ist, stellt eine überarbeitete Fassung ihres Vortrags an der Universität Rostock 2019 dar, die als Band 14 der Hirschfeld Lectures von der „Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (BMH)“ herausgegeben wurde.

Ihre Studie kann auch als Einführung in eine queere Geschichte des Holocaust gelesen werden, zu der sie seit langem Pionierarbeit leistet und erst in den letzten Jahren auch die verdiente Aufmerksamkeit findet – wengleich entsprechende Forschungsmittel und abgesicherte Stellen noch immer ausstehen.

Vorab gibt es ein Geleitwort von Daniel Baranowski, der bei der BMH den Bereich „Kultur, Geschichte und Erinnerung“ leitet, sowie ein persönlich formuliertes Vorwort von Ulrich Baumann als stellvertretendem Direktor der „Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Beide weisen nachdrücklich auf das Forschungsdesiderat hin, wonach bei den inzwischen zahlreichen Opfergeschichten zum Holocaust in aller Regel Fragen „nach der sexuellen Identität, geschweige denn Homosexualität“ (Baranowski, S.5) ausgeklammert blieben.

Anna Hájková hat ihre Studie in sechs Teile gegliedert: Einführend bietet sie zwei historiografisch-theoretische Exkurse zu Holocaust, Homophobie und zu dem vor allem von ihr in die Diskussion eingeführten Begriff der Kinship. Dieser meint hier „Netzwerke sozialer Beziehungen, die eine enge und wichtige Bedeutung in der Gesellschaft haben“ und kann neben Blutsverwandtschaft auch persönliche enge Beziehungen emotionaler, aber auch sexueller, Art umfassen (S. 30). Daran anknüpfend unterbreitet Hájková vier Fallbeispiele der in der NS-Zeit verfolgten jüdischen Jugendlichen Margot Heumann, Melania Weissenberg (später: Molly Applebaum), Anne Frank und Nate Leipziger. Am Ende fasst sie ihre Überlegungen in einer „Schlussfolgerung“ zusammen, die dem Vortrag bzw. Buch den Titel gab: „Indem wir uns weigern, das gleichgeschlechtliche Verlangen in diesen Zeugnissen wahrzunehmen, bringen wir [...] queere Stimmen zum Schweigen. Ohne Teil der Holocaustgeschichte zu sein, verlieren diese Menschen ihre historische Zugehörigkeit und verschwinden. Menschen ohne Geschichte sind Staub.“ (S.48).

Anna Hájkovas Überlegungen zeichnet aus, dass sie gerade nicht queere Holocaust-Opfer zu Held*innen stilisiert oder gar mit dem aktuell gebrauchten Begriff der „Queerness“ historisch beliebig umgeht – ein Vorwurf der immer wieder

auftaucht. Im Gegenteil, sie fragt äußerst kritisch nach Erinnerungen und deren (moralische) Deutungen und versucht, mit dem Begriff des „Queeren“ eher Handwerkszeuge zu entwickeln, die intergenerativ und intersektional genutzt werden können.

Über die vier jugendlichen Fallbeispiele schreibt sie: „Die Beispiele verkomplizieren auch die einfache Kategorisierung als lesbisch und schwul. Ich versuche zu zeigen, wie eine Gesellschaft von Verfolgten homophobe Vorurteile schuf und nutzte, um die erschreckende, gewaltsame Welt der Lager zu verstehen[...] Ich mache deutlich, dass eine queere Lesart es ermöglicht, die neuen Formen von Familie zu erkennen, die während und nach Deportation, erzwungener Trennung und Ermordung von Verwandten entstanden und die sich in Ausdrücken des Vermissens und Erinnerns zeigen, weswegen wir diese Formen von Kinship ernst nehmen sollten“ (S.18-19).

Sie beschreibt, wie Margot Heumann (Jg. 1928), die oft als Holocaust-Überlebende interviewt wurde, erst in einem behutsamen Gespräch mit ihr Worte findet, um von der Bedeutung ihrer lebenslangen Liebe zu Emma Schmidt zu berichten. Immer war der Aspekt der queeren Liebe weggelassen worden, „Emma erschien als die ‚beste Freundin‘“. Und über das Ende der Liebe beider Frauen: „Als Emma mit 83 Jahren im Sterben lag, wartete sie, bis Margot zu ihr kam, damit sie Abschied nehmen konnte.“ (S.30).

Voller Widersprüche und Abhängigkeiten sind die Erinnerungen von Nate Leipziger, ebenfalls Jahrgang 1928, dessen queere Erfahrungen als 15-Jähriger zuerst auf Missbrauch durch den älteren Kapo Janek beruhen, die er sich aber langsam auch als Überlebensstrategie und Tauschhandel aneignet. Als der Kapo später seinen sexuellen Missbrauch, der eben aber auch mit Vorzugsbehandlungen einherging, auf einen neuen Jungen überträgt, „erwähnte Leipziger unvermittelt und zum ersten Mal die Zuneigung, die ihm der Kapo zukommen ließ. Diese Zuneigung war Leipziger offenbar wichtig, und zwar so sehr, dass er auf seinen Nachfolger eifersüchtig war“, schreibt Anna Hájková. (S.35).

Leipziger praktizierte später niemals wieder gleichgeschlechtliche Handlungen, aber schrieb in hohem Alter diese widersprüchlichen Erinnerungen an sein „Verhältnis“ mit dem Kapo Janek auf. Um keine queere Identität geht es, wohl aber um eine queere Erinnerung, die erst am Ende eines Lebens und unter scheinbar sicheren Umständen geteilt werden konnte.

Das weltweit bekannteste Kind- und Jugendopfer des Holocaust ist vermutlich Anne Frank, geboren 1929, deren Tagebuch seit Jahrzehnten zu den meist verkauften und übersetzten Dokumenten der Judenverfolgung im Zweiten Weltkrieg gehört. Es gibt zahlreiche Zitate daraus, die immer wieder in der Öffentlichkeit gebraucht werden, wie ihr Glaube „an das Gute im Menschen“. In der ersten Fassung ihres Tagebuches notiert Anne Frank am 6. Januar 1944, mit 14 Jahren, eindeutig lesbische Neugier, unter anderem mit den Worten: „Ich gerate jedes Mal in Ekstase, wenn ich eine nackte Frauengestalt sehe ...“

„Warum sind die queeren Aspekte in Anne Franks Tagebuch so wenig bekannt?“, fragt Anna Hájková (S.40). Mit der kanadischen Anglistin Cheryl Hann¹ argumen-

¹ Hann, Cheryl: „If only I had a girlfriend!": Towards a queer reading of The Diary of a

tiert sie, „dass Annes Bekanntheit auf ihrem Status als unschuldigem Opfer aufbaut. Jegliche Sexualisierung – und queere Sexualisierung gilt als besonders sexualisiert – würde dies bedrohen.“ (S.40). Und: „Dies alles soll nicht zu der Behauptung führen, dass Anne tatsächlich lesbisch oder bisexuell war. [...] Ob sie, wenn sie überlebt hätte, heterosexuell gelebt hätte, ist hier nicht entscheidend, sondern es geht darum, am Beispiel Anne Franks die normative binäre Teilung in heterosexuell und homosexuell (beziehungsweise bisexuell) zu kritisieren“ (S.39-49).

Die polnische Historikerin Joanna Ostrowska hat in ihren Veröffentlichungen über Erinnerungen von weiblichen Häftlingen an lesbische Mitgefangene im KZ Auschwitz,² viel davon bestätigt, was Anna Hájková in ihrem Vortrag 2019 ausführte – so wurde lesbisches Verhalten auch hier oft als zutiefst verabscheuungswürdig denunziert, unter anderem mit dem Begriff „deutsche Krankheit“.

Zusammenfassend formuliert Anna Hájková: „Es gibt drei Punkte, die sich in der Diskussion der vier Fallbeispiele wiederholen: das Problem der Identität, ausradierte Geschichte und eine queere Form von Kinship. [...] Kinship queer gedacht, ermöglicht uns, die Entscheidungen und Wahlmöglichkeiten der Holocaustopfer im historischen Kontext zu lesen und sich dem heteronormativen Blick auf ‚eigentliche Familien‘ und ‚Ersatzfamilien‘ zu widersetzen“ (S.47-48).

Wie dies überzeugend vorgemacht werden kann, zeigte die niederländische Holocaust-Überlebende Rozette Kats, Jahrgang 1942, in ihrer Rede vor dem deutschen Bundestag in der Gedenkstunde am 27. Januar 2023: Ihr Thema war das Verstecken der eigenen wahren Identität und die schlimmen Folgen, die so ein Verleugnen noch lange nach dem Krieg haben konnte: Sie hatte zwar als Kleinkind überlebt, weil ihre Eltern sie vor der Deportation nach Auschwitz in die Obhut eines niederländisch-humanistischen Ehepaares gaben. Aber es dauerte Jahrzehnte bis sie ihre doppelte Identität und Überanpassung aufgeben und ihre jüdische Geschichte und den Verlust der biologischen Eltern annehmen konnte.

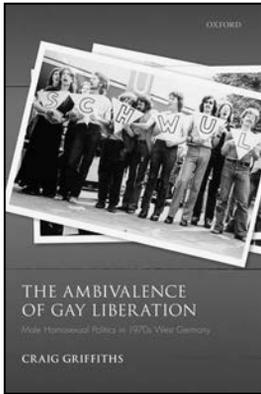
Ihr „Coming out“, wie sie es nannte, erkannte sie als Befreiungsschritt auch bei vielen Menschen, die sexuellen und geschlechtlichen Minderheiten angehören, weswegen sie sich bereits lange für Solidarität unter den verschiedenen Opfergruppen engagiert hatte. Nochmal Anna Hájková: „Wir sind gut beraten, eine offene, inklusive Geschichte zu denken, die sich nicht fürchtet, Platz auch für unbequeme Funde zu machen“ (S. 48-49).

Lutz van Dijk, Amsterdam, Kapstadt

Young Girl, MA Thesis Dalhousie University, Canada 2016.

² Ostrowska, Joanna: „Solche Berichte interessierten mich nie“ – Lesbische Frauen in Erinnerungen ehemaliger weiblicher Häftlinge des KZ Auschwitz, S.83-100, in: Ostrowska, Joanna / Talewicz-Kwiatkowska, Joanna / van Dijk, Lutz (Hg.): *Erinnern in Auschwitz – auch an sexuelle Minderheiten*, Berlin 2020 (auf Polnisch: *Warschau 2021*), S.85-86.

Craig Griffiths: The ambivalence of gay liberation: male homosexual politics in 1970s West Germany. First edition. Oxford, United Kingdom: Oxford University Press (Studies in German history) 2021, 256 S., \$ 85



Craig Griffiths¹ Forschung zur Politik schwuler Befreiung in der Bundesrepublik Deutschland leistet einen wichtigen Beitrag sowohl zu ‚homosexueller‘ als auch zu ‚schwuler‘ Bewegungsgeschichte in der Nachkriegszeit mit einem engeren Fokus auf die 1970er Jahre. Griffiths historische Forschung orientiert sich an einer durch Debatten in *Queer History* inspirierten Methodik, die darauf abzielt, Quellenmaterial im Lichte konkurrierender historischer Narrative kritisch zu reflektieren und dabei etablierte Erläuterungsmuster zu destabilisieren. Auch theoretisch ist die Studie der Tradition der *Queer Studies* verpflichtet und entwickelt Konzepte und Perspektiven, wie sie von queeren Geschichtswissenschaftler*innen und Theoretiker*innen wie Elizabeth Friedman, Heather Love, Laura Doan, David Halperin oder Eve Kosovsky Sedgwick

entwickelt wurden. Griffiths Erzählung bricht mit einem linearen Verständnis geschichtlicher Entwicklung, hinterfragt kategorische Zuschreibungen vor dem Hintergrund eindeutiger Periodisierung oder der Hypothese qualitativer Sprünge. Seine Erklärungen sind gezeichnet von einer begründeten Skepsis gegenüber der allzu oft angenommenen Eindeutigkeit kollektiver Subjektivität (beispielsweise homosexuell, schwul, lesbisch oder bisexuell) oder politischer Positionierung (etwa. homophil, *liberationist*, integrativ oder systemverneinend). Griffiths betont sowohl die mögliche Nichtübereinstimmung zwischen sexuellem Begehren und Identität als auch die Prozesshaftigkeit und Kontextgebundenheit von Lebenslauf und Identifizierung. Insbesondere hinsichtlich eines sexuellen Minderheitendiskurses, der, wie die Studie zeigt, nicht eindeutig bestimmten Lagern innerhalb der sexualpolitischen Bewegungen um gleichgeschlechtliche Sexualität zugeschrieben werden kann, zeigt sich Griffiths kritisch.

Ambivalenz ist hier eines seiner Kernkonzepte, was auch schon der Titel der Studie deutlich macht. Die Aktionen, Diskussionen, Repräsentationen und Gruppen zum Themenfeld *gay liberation* in der BRD der 1970er Jahre waren alles andere als *eindeutig* radikal, systemsprengend, provokativ, sexual-bejahend und anti-normativ, so wie sie einem dominanten Narrativ folgend, gemeinhin wahrgenommen werden. Akteur*innen der *Schwulenbewegung* der 1970er Jahre sehen sich oft selbst als die Schöpfer*innen einer radikal neuen politisch und kulturell revolutionären Bewegung, die aufgrund ihrer Konsequenz die reformistischen Ambitionen früherer Organisation im Kaiserreich und der Weimarer Republik oder aber die der homophilen Bewegung in der Nachkriegszeit weit in den Schatten stellen. Homophile Organisatio-

¹ Der Rezensent Christian Klesse und der Autor Craig Griffiths arbeiten beide an der Manchester Metropolitan University. Trotzdem haben wir ihn um diese Rezension gebeten.

nen fungieren Griffiths Einschätzung nach als ein Gegenbild oder Negativfolie im schwulenbewegten Diskurs der 1970er Jahre. Griffiths Interesse ist es, Berührungspunkte und Grenzen in den Argumentationsformen schwulenbewegter und homo-philer Individuen und Gruppierungen nachzuweisen. Griffiths dokumentiert detailgetreu und treffend, dass es angebrachter sei, hier über Kontinuitäten anstelle radikaler Brüche zu sprechen.

Griffiths entlehnt den Begriff der Ambivalenz dem konzeptuellen Repertoire der Psychoanalyse, wo er die Koexistenz entgegengesetzter emotionaler Tendenzen in den psychischen Prozessen innerhalb eines Subjektes beschreibt, um die Paradoxien und Widersprüche innerhalb schwuler Politiken in diesem Zeitraum zu analysieren. Insbesondere ist Griffiths bemüht, die geläufigen Zuschreibungen anhand der Gegensatzwortpaare *pride/shame* (Stolz/Scham), *normal/unterschiedlich* und *Hoffnung/Angst* in Frage zu stellen. Das Motiv des *Gay Pride* sei aufs Engste mit geschichtlichen Erzählungen lesbischer und schwuler Bewegungspolitikern verbunden, welche gemeinhin die *Stonewall* Unruhen in New York als transnationales Symbol eines Wendepunktes gleichgeschlechtlicher Politiken beschrieben. Diese Konflikte hätten neue Bewegungszyklen angestoßen, zunächst in den USA, später auch international. Durch machtvolle Demonstrationen von *Gay Pride* hätten diese Bewegungen schließlich eine neue lesbisch-schwule Kultur etabliert, offen und sichtbar, unverschämt queer und sexpositiv, gesellschaftszugewandt und gemeinschaftsorientiert. Mit Scham, Selbstverneinung und Verstecken hätten Gay-Liberation-Bewegungen somit endlich Schluss gemacht. In Bezug auf *Stonewall* und die Bewegung in der USA ist eine Kritik an diesem Narrativ schon oft geleistet worden. Griffiths selbst bezieht sich hier unter anderem auf Artikel von Elizabeth Kennedy: *Telling Tales: Oral History and the Construction of Pre-Stonewall Lesbian History* von 1995 sowie Elizabeth Armstrong und Suzanna Crago: *Movements and Memory: The Making of the Stonewall Myth* von 2006. Hinsichtlich der Schwulenbewegung in der BRD stand eine kritische Untersuchung in Form einer Monographie noch aus. Und Griffiths hat durchaus gründliche Arbeit geleistet.

Seine Studie basiert auf umfangreicher Archivarbeit und Quellenanalyse. Griffiths stützt sich hier auf Publikationen und interne Aufzeichnungen von Gruppen und Organisationen, persönliche Erfahrungsberichte von Akteur*innen in Form von Autobiographien und Interviews, Schwule Medien, Zeitschriften und Tagespresse, frühe wissenschaftliche Publikationen (welche oft von Aktivist*innen selbst geschrieben wurden), TV Dokumentationen, usw. Griffiths hat selbst für seine Studie zwischen 2010 und 2012 zehn Schwule und Lesben zu ihren Bewegungserfahrungen befragt. Eingangs macht er aber klar, dass er sich vor allem auf die Organisation gleichgeschlechtlich begehrender Männer konzentriert. Seine Studie sei demnach als eine Geschichte der *Schwulenbewegung* und nicht der lesbisch-schwulen Bewegung oder gar eines LGBTQI+ Bewegungskonglomerats zu verstehen. Auch wenn der Begriff *schwul* (ebenso wie das Wort *gay* in Großbritannien und den USA) über einen gewissen Zeitraum hinweg von Menschen unterschiedlicher geschlechtlicher Identifizierung benutzt wurde (einschließlich von Frauen) manifestierte sich in Alltag der politischen Organisation doch ein starker geschlechtsbezogener Separatismus. Lesben und Frauen, die sich in einem lesbisch-bisexuellen Kontinuum verorteten, sahen sich gemeinhin eher als Teil der Frauenbewegung. Vor dem Hintergrund dieser

Konstellation ist diese Beschränkung des Fokus sicherlich gerechtfertigt. Geschlecht ist nichtdestotrotz eine wichtige Kategorie in Griffiths Analyse, unter anderem aufgrund seiner eingehenden Beschäftigung mit dem sogenannten Tuntentstreit innerhalb der Bewegung.

Griffiths orientiert sich an einem breiten und locker gehandhabten Begriff der *gay liberation*, die seines Erachtens als kulturell-politische Strömung weite Teile der schwulen Kultur erfasste und in einer differenzierten Öffentlichkeit verhandelt wurde. Auch auf Grund dieser Entscheidung verweigert sich Griffiths klarer Zuschreibungen hinsichtlich bestimmter Organisationen oder Lebensgeschichten. Die komplexe an Quellen- und Diskursvielfalt orientierte Methodik und die immer um sowohl kultur- also auch gesellschaftspolitische Kontextualisierung bemühte Analyse zeigt eine gewisse Affinität zu geschichtsphilosophischen Annahmen innerhalb der *British Cultural Studies*.

Die ersten beiden Kapitel des Buches skizzieren die engeren Rahmenbedingungen für die Formierung der Schwulenbewegung: die rasche Formierung einer schwulen Kultur im Zuge der liberalen Reform des Paragrafen 175 1969. Die BRD hatte den Paragrafen in seiner Fassung von 1935 aus dem Nazirecht übernommen. In den Jahren 1953-1965 hatte es mehr Verfolgungen von homosexuellen Männern gegeben als in der Zeit nationalsozialistischer Herrschaft. Eine weitere Liberalisierung senkte 1973 das legale Mindestalter für Sex von erwachsenen Männern mit Männern von 21 zu 18 Jahren. Die Entkriminalisierung führte zu einer recht schnellen Formierung einer schwulen Presse (mit *du&ich* ab 1969 und *him* ab 1970 als den wichtigsten Zeitschriften) und zur Etablierung einer kommerziellen Bar und Clubszene vor allem in größeren Städten und Ballungsräumen. Politische Organisation war eine weitere Folge, die eng mit diesen Entwicklungen im Zusammenhang stand, auch wenn politische Aktivist*innen sich oft konträr zu sowohl diesen Medien als auch zu den dominanten Verhaltenskodex and kulturellen Werten innerhalb der Szene verorteten. Vor 1969 hatten die meisten homophilen Gruppen aufgrund des repressiven Klimas eine recht kurze Lebensdauer. Ab 1969 formieren sich neue Gruppen, in den Jahren 1969-1973 vor allem in der Tradition homophiler Politik, d.h. mit einem auf Respektabilität bedachten Bildungs- und *Lobbying* Ansatzes, wie zum Beispiel die Hamburger Sektion der Internationalen Homophilen Welt-Organisation (IWHO). Gruppen mit einer offensiveren oder spontaneren Herangehensweise – homosexuelle oder schwule Aktionsgruppen mit unterschiedlicher Namensgebung – entstanden meist erst in den späteren Jahren, teilweise an Universitäten (z.B., Bochum und Münster). Wie andere Historiker*innen betont Griffiths den Mobilisierungseffekt der Premiere des Filmes *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* von Rosa von Praunheim 1971 und dessen spätere – und aufgrund institutioneller, politisch-moralischer Bedenken, verzögerten – Ausstrahlung im Öffentlich-Rechtlichen Fernsehen 1973. „Schwul“ habe die Bezeichnung „homosexuell“ nicht sofort abgelöst. Der Begriff *schwul* sei – wenn überhaupt – anfangs of vor allem intern benutzt worden. Homophile Gruppen hätten hingegen oft betont, dass das Wort „schwul“ stereotype Wahrnehmungen bediene und somit Diskriminierung Vorschub leiste. Auf der anderen Seite sei das Wort „schwul“ vor allem innerhalb einer sich formierenden schwulen Linken zum Symbol der Provokation und eines fundamentalen Angriffs auf das heterosexistische kapitalistische System geworden, wie plakativ in der Na-

mensgebung der Frankfurter Gruppe Rotzschwul (Rote Zelle Schwul). Aber wie oben schon betont, verweigert Griffiths sich jeglicher Versuchung einer Polarisierung von homophil vs. schwulenbewegt. Auch wenn es sehr deutlich wird, dass er sich vor allem für die Politiken der radikalen schwulen Linken interessiert und deren Aktionsformen dokumentiert und würdigt – er widmet diesen Gruppen ein ganzes Kapitel seines Buches – beteiligt er sich nicht an deren Mythologisierung. Griffiths ist ebenso bemüht, innovative Impulse homophiler und manchmal auch politisch tendenziell oder explizit konservativer Aktionen oder Gruppen aufzuzeigen.

Eins macht Griffiths sehr deutlich: Die Rechtsreform in der BRD im September 1969 (d.h., die Liberalisierung des Paragrafen175) sei nicht der Effekt homosexueller politischer Organisation. Eher sei das Umgekehrte der Fall: Die Öffnung des gesellschaftlichen Raumes habe eine politische Radikalisierung erlaubt, sowohl innerhalb homosexueller und schwuler Zusammenhänge als auch anderer gesellschaftlicher Kreise. Ein Zusammenspiel günstiger nationaler – und internationaler – politischer Dynamiken und Konstellationen habe einen ersten Wandel ohne breite vorherige Mobilisierung ermöglicht.

Zwei weitere Kapitel untersuchen das Thema der Ambivalenz anhand spezieller politischer Themen oder innerhalb bestimmter Politikfelder: Fragen der Verfolgung, wie sie durch die weit verbreitete Benutzung des Rosa Winkels symbolisiert wurden, und Debatten darüber, welche Formen der Sexualität schwuler Befreiung zuträglich seien.

Der Rosa Winkel war ein weit verbreitetes Symbol, das in Aktionen und Kampagnen benutzt, im Flugblattdesign eingesetzt, in Logos von Aktionsgruppen integriert oder von individuellen Aktivist*innen als Anstecker getragen wurde. Das Symbol sei vor allem nach der Publikation Heinz Hegers *Die Männer mit dem Rosa Winkel* (1972) verwendet worden, das eine Beschäftigung mit der Verfolgung homosexueller Menschen im Nationalsozialismus einleitete. Griffiths beschreibt eindrücklich, mit welcher unterschiedlichen Motivationen und Intentionen bestimmte Gruppen auf den Rosa Winkel, ein Zeichen, das homosexuelle Häftlinge in NS-Konzentrationslagern tragen mussten, zurückgriffen. Der Bezug auf Verfolgung ist offensichtlich. Griffiths erklärt, der Rosa Winkel sei insbesondere von radikalen linken Gruppen benutzt worden, da im Umfeld dieser Gruppen in den bleiernen Jahren von Berufsverboten, Rasterfahndung und Isolationshaft Staatsrepression besonders brisant und spürbar gewesen sei. Gleichzeitig habe die Benutzung des Rosa Winkels – und die interpretative Verknüpfung mit dem Roten Winkel (das Zeichen für linke politische Gefangene in den KZs) eine ideologische Verflechtung mit der alternativen Linken ermöglicht. Ganz konkret sei auf eine Solidarisierung innerhalb des Widerstandes gegen die Berufsverbote gedrungen worden, von denen auch einzelne Homosexuelle (ein Schullehrer und ein kirchlich angestellter Jugendarbeiter) betroffen waren. Auch wenn manche Gruppen darauf bestanden hätten, das Wort „schwul“ als einen Akt der Affirmation in visuelle Präsentationen individueller oder kollektiver Selbstdarstellung zu integrieren, sieht Griffiths die Verwendung des Winkels vor allem als ein Moment innerhalb eines Opferdiskurses. Das wiederum habe es schwulen Aktivist*innen erlaubt, sich in einem zunehmend relevanter werdenden Menschenrechtsdiskurses zu verorten. Auch diese Verquickung von radikaler

Systemkritik mit einem Appell für Rechtssicherheit und Rechtswahrung sieht Griffiths als ein Zeichen der Ambivalenz.

Das letzte Kapitel widmet sich den bewegungsinternen Konflikten zu Fragen der Darstellung von Geschlechtlichkeit (in Bezug auf: *effeminacy*, *cross-dressing*, *drag*, *gender fuck*), wie sie sich unter anderem im sogenannten *Tuntenstreit* der frühen 1970er Jahre ausdrückten, und der Skandalisierung schwuler Promiskuität oder offen zur Schau gestellten nichtkonformen Begehrens (etwa Klappensex und BDSM).

Die Teilnahme von Tuntinnen an der Demonstration des zweiten Pfingsttreffens der HAW (Homosexuelle Aktion Westberlin) in 1973 wurde in der *Bild-Zeitung* und anderen Medien abfällig kommentiert. Aber auch innerhalb der HAW gab es Unstimmigkeiten. Viele innerhalb der HAW waren nicht einverstanden mit solchen Provokationen, die sie als taktlos und der Bewegung schadend einschätzten. Interessanter Weise verweist Griffiths hier auch auf die internationale Dimension der Pfingstkonflikte. Einige der Tuntinnenaktivist*innen waren aus Frankreich und Italien angereist. Griffiths vermutet, dass sie den Gruppen FHAR (*Front Homosexuel d'Action Révolutionnaire*) und FUORI! (Fronte Unitario Omosessuale Rivoluzionario Italiano!) angehörten. Vorwürfe gingen an alle Seiten: wegen des angeblich mangelnden Einfühlungsvermögens der Aktivist*innen aus dem Ausland oder des ‚typisch deutschen Militarismus‘, der der Meinung eines französischen Teilnehmers in der Kritik von HAW-Aktiven zur Tage trat. Die Debatte wurde heftig geführt, wühlte die daran Beteiligten emotional sehr stark auf und führte schließlich zur Organisation politischer Tuntinnen in der HAW Feministengruppe und deren Publikation des Feministenpapiers (Oktober 1973). Der Konflikt war nicht auf Berlin beschränkt. Martin Dannecker und Reimut Reiche äußerten in ihrer soziologischen Studie *Der gewöhnliche Homosexuelle* von 1974, die weit verbreitete Tuntinnenfeindlichkeit schwuler Männer in Deutschland verwies auf eine kollektive Neurose.

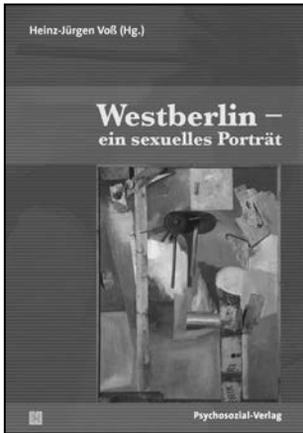
Schwuler Sex, insbesondere bestimmte Formen, ob es sich nun um BDSM handelte (wie nach der Eröffnung der *Knolle*, des ersten Berliner Lederladens in 1975), penetrativen Analsex oder aber *Cruising* wurde kontrovers diskutiert. Viele Aktionsgruppen hätten die *Klappenschwulen* befreien wollen, meist mit einem Appell, anonymen Sex für offen manifestierte intime Bindungen aufzugeben, seltener jedoch durch solidarische Aktionen oder direkten Dialog. Hinter derartigen Formen schwulen Sexes hätten viele Aktivist*innen einen Mangel an Selbstbewusstsein und aggressive oder selbstzerstörerische Tendenzen vermutet, die durch eine verinnerlichte Homophobie genährt würden. Solche Analysen waren nicht nur in auf strikte Respektabilität bedachten Bewegungskreisen verbreitet. Griffiths verweist auch auf Praunheims durchaus problematische Sprache in *Nicht der Homosexuelle ist pervers*, wenn beispielsweise von ‚Pissbudenschwulen‘ gesprochen wird. Für Griffiths sind all diese Konflikte Ausdruck von Scham und Sexualverneinung als integrales Element der *gay liberation*, ein Zeichen ihrer paradoxen strukturellen Ambivalenz.

Griffiths schafft es, sehr unterschiedliche Themen (Medien, Kunst und Kulturschaffen, Aktivismus, Emotionen, Sex und Gesellschaftstheorie) um die Schlüsselfrage der Ambivalenz zu organisieren. Die Ambivalenzdiskussion ist hier sowohl ein Strukturelement also auch Theorieproduktion im engeren Sinne. Der Text vermittelt detailreiches Wissen, verknüpft geschickt verschiedene Themenfelder und demonstriert sogleich gängige Prämissen der bundesdeutschen schwulen Bewegungsges-

schichte. Ein stärkerer Einbezug des Interviewmaterials auf der Darstellungsebene hätte es sicherlich ermöglicht, die emotionale und affektive Dimension des Zeitgeschehens noch deutlicher zu machen. Vergleiche mit anderen Ländern und häufige Bezüge auf transnationale Dynamiken schaffen eine weitere Instanz der Kontextualisierung und bereichern diesen inspirierenden und sehr gelungenen Text, der im Dezember 2022 mit dem Waterloo Centre for German Studies Book Prize für die beste Erstpublikation des Jahres 2021 ausgezeichnet wurde.

Christian Klesse, Manchester Metropolitan University

Heinz-Jürgen Voß (Hg.): Westberlin – ein sexuelles Porträt, Gießen: Psychosozial Verlag 2021, 323 S., €36,90



Das neue Buch von Heinz-Jürgen Voß, Professor für Sexualwissenschaft und sexuelle Bildung an der Hochschule Merseburg, ist ein weiterer wertvoller Beitrag zum Verständnis der ersten queeren Aktivitäten unter den Bedingungen der „Halb-stadt“ Westberlin, also der Phase vom Bau der Mauer 1961 bis zu ihrem „Fall“ 1989, mit dem herben Einschnitt des Aufkommens von Aids zu Beginn der 1980er Jahre. Dieser Aktivismus begann allerdings erst mit dem Ende der nationalsozialistischen Fassung des § 175 im Jahr 1969 und – wie auch im Buch immer wieder betont – dem damals gleichermaßen motivierend wie empört aufgenommenen Film von Rosa von Praunheim *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* von 1971. Das Wort „queer“ existierte zu dieser Zeit noch

ebenso wenig wie das Wort „schwul“ eine positive Konnotation hatte.

Heinz-Jürgen Voß, selbst Jahrgang 1979, hat sich bereits mit Publikationen einen Namen gemacht, die gängige Theorien von Geschlecht und Sexualität infrage stellen, darunter *Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive* (2010) oder *Intersexualität – Intersex. Eine Intervention* (2012). Dabei kann er mit seiner Doppelqualifikation aus der Perspektive der Biologie und der Sozialwissenschaften argumentieren. Er ist damit unter anderem auch zu einer prominenten Stimme der Kritik am deutschen Ethikrat geworden, der weiterhin Intersex als Krankheit definiert und damit frühkindliche hormonelle wie chirurgische Eingriffe zulässt.

So wie Heinz-Jürgen Voß sich hier hinter die Forderungen von Trans-Aktivist*innen stellt, hat er sich für seinen aktuellen Sammelband *Westberlin – ein sexuelles Porträt* zunächst nach queeren Aktivist*innen umgeschaut, von denen neunzehn als Zeitzeug*innen zu Wort kommen – entweder mit eigenen Beiträgen oder in persönlichen Gesprächen, die bis auf eines alle von ihm geführt wurden. Zuweilen sind seine Fragen ähnlich spannend wie die Antworten.

Seine Auswahl teilt er im Vorwort in zwei Phasen ein: Eine „erste Westberliner Emanzipationsgeschichte“, in der er bislang oft noch ignorierte „queere Leute“ mit vor allem türkischen Migrationshintergrund zu Wort kommen lässt, und eine „zweite Westberliner Emanzipationsgeschichte“, die zur Gründung neuer mutiger Strukturen jenseits von heimlichen Bars und „Klappen“ (öffentliche Toiletten) führte. Dazu zählt er etwa die Gründung der Homosexuellen Aktion Westberlin (HAW) 1971, die erste „Schwulendemo“ 1973 in der Stadt, endlich offen sichtbare Treffpunkte wie Cafés und Aktionszentren, den „Verlag rosa Winkel“, den Buchladen „Prinz Eisenherz“ und die Radiostation „Eldorado“. Ohne diesen neuen Aktivismus wäre die erste Christopher Street Parade, die in Westberlin erst 1979 stattfand, unvorstellbar gewesen.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert. Unter „Eröffnungen“ kommen Manuela Kay, Peter Hedenström und İpek İpekçioğlu zu Wort, unter „Kunst – Kultur – Politik“ sind es Carolyn Gammon mit Katharina Oguntoye, Gülşen Aktaş, Manfred Herzer-Wigglesworth, Wilfried Laule, Egmont Fassbinder, Dieter Telge, Koray Yılmaz-Günay und Jayrôme C. Robinet. Und schließlich unter „Geschlechterräume“ Nora Eckert, Jayne County, Gérôme Castell, Bilbo Calvez, Cihangir Gümüştürkmen und Danielle de Picciotto. In seiner Einleitung gibt Heinz-Jürgen Voß zu, dass die Zusammenstellung „kein so einfaches Unterfangen“ war: „Das konkrete Leben soll gewürdigt werden, politische Kämpfe und Diskussionen sollen gleichwohl nicht zu kurz kommen – sie haben, oft notgedrungen, das Leben der Akteur*innen geprägt.“ (S. 7) Es zeichnet Heinz-Jürgen Voß aus, dass er nicht allein Quellentexte studiert, sondern sich in Dialoge mit den damals und oft bis heute Aktiven begeben hat – und dies auch weiterhin bei Veranstaltungen rund um das Buch tut. Auch wenn die Dreiteilung des Buches für mich in den einzelnen Beiträgen nicht immer nachvollziehbar war, so ist eine erfreuliche Vielfalt der Perspektiven in vieler Hinsicht erreicht worden. Einige Zitate im Hinblick auf die Verhältnisse im damaligen Westberlin mögen dies veranschaulichen.

Im ersten Teil schreibt Manuela Kay (*1964): „Ich hatte das große Glück und Privileg, mitten in Berlin geboren zu werden und in Kreuzberg und später Neukölln aufwachsen zu können. [...] Dann als Teil der Babyboomer-Generation [...] durfte ich meine Sturm- und Drang-Phase zwischen 16 und 26 genau [...] [hier] verbringen. [...] Und ich tat mein Bestes, dem Anspruch an das unkonventionelle und unangepasste Westberliner Dasein gerecht zu werden.“ (S. 27) Auf die Frage „Wäre dein Weg auch woanders als in Westberlin möglich gewesen?“ antwortet İpek İpekçioğlu (*1972): „Nein, ich glaube nicht [...]. Westberlin hatte die Besonderheit, dass es Künstler*innen angezogen hat. [...] Berlin war immer besonders, warum Menschen hierher gekommen sind. Denn eigentlich wollte niemand in Berlin leben. Aber diese Menschen sind nach Berlin gekommen, genauso wie Bundeswehrverweigerer“ (S. 57).

Im zweiten Teil wird anhand von zwei Erinnerungen deutlich, wie unterschiedlich persönliche Beziehungen im Kontext des politisch Neuen beschrieben werden. Manfred Herzer-Wigglesworth (*1949) schreibt über sich nur in der dritten Person Singular, etwa: „Andreas sagte mit seiner erbarmungslosen Wahrheitsliebe, er brauche etwas anderes und sie sei ihm zu alt. Tschüssikowski“ (S. 122). Wilfried Laule (*1945) schildert seine verschiedenen Beziehungen mit viel Achtung gegenüber den jeweiligen Partnern, auch wenn sie auseinandergingen. Dies gilt auch für

die drei Jahre andauernde Beziehung zu einer Frau, die „mir das Glück unserer Tochter geschenkt hat“ (S. 152).

Detailliert beschreibt Dieter Telge (*1955) den Schock durch Aids ab Anfang der 1980er Jahre, obwohl bereits ein Netzwerk von „schwulenpolitisch“ Aktiven besteht, die die neue Herausforderung annehmen: „Das Jahr 1981 beginnt in Westberlin mit einem kalten, verschneiten Winter, und ich kann die nahe Hauptstadt der DDR deutlich riechen (Braunkohle und Trabant). [...] Als sich im Laufe der nächsten Monate erste Informationen verbreiten, wird zunächst von den besonders betroffenen Gruppen mit ‚H‘ gesprochen: ‚Homo-/Bisexuelle, Hämophile (Bluterkrankte), Heroin Konsumierende, Menschen aus Haiti/Karibik, Huren. Schnell entsteht die Abkürzung GRID (gay-related-immune-defiency) – banal: Schwulenpest“ (S. 165). Beeindruckend sachlich erzählt Dieter Telge, wie schnell in den nächsten Jahren solidarische „Buddy-Netzwerke“ entstehen bis hin zum politischen ACT UP, die Straßenaktionen organisieren.

Im dritten Teil berichtet Nora Eckert (*1954) als heutige Transfrau und Autorin: „Ich war noch nicht ganz 20, als ich Ende 1973 nach West-Berlin zog. Als schwuler Mann kam ich aus der Provinz und erlebte die noch ziemlich kriegszerzauste, trotzdem gern als ‚Schaufenster des Westens‘ apostrophierte Hauptstadt als eine Art Schwulenparadies. [...] Dabei hatte ich mich schon selbst bald aus dem Schwulsein verabschiedet“ (S. 207). Auf die in der Überschrift gestellte Frage „Ein sexuelles Porträt?“ antwortet der Künstler Cihangir Gümüştürkmen (*1964) u. a.: „Wir gingen selten in Toms Bar oder andere Bars und Clubs, die einen Darkroom hatten, eher ins SchwuZ zum Tanzen, das war, glaube ich, 1985 in der Kulmer Straße in Schöneberg. Tanzen war schon immer meine Leidenschaft. Mich hat Sex, ohne zu flirten, mit jemandem im Dunkeln nicht interessiert. Ich habe das nie verstanden, dass man einen Menschen auf seine Sexualität reduziert“ (S. 302).

Heinz-Jürgen Voß hat einen spannend zu lesenden Sammelband herausgegeben, der einen Eindruck von der Vielfalt jener Aktivist*innen verschiedener sexueller Minderheiten der ersten Stunde im damaligen Westberlin vermittelt. Ein vollständiges „sexuelles Porträt“ der Mauerstadt kann es nicht sein, denn die Mehrzahl der Lesben und Schwulen und der damals noch weitgehend „namenlosen“ anderen sexuellen Minderheiten lebten wohl eher noch in einem nicht immer im Alltag zu vereinbarenden Widerspruch zwischen „Aufbruch und Anpassung“. Benno Gammerl beschreibt dies in seiner wichtigen Untersuchung *Anders fühlen. Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. Eine Emotionsgeschichte* (2021) so: „Vor allem aber waren die Einzelnen nicht immer und überall entweder zurückhaltend oder offen. Statt sich auf eine Strategie festzulegen, entschieden sich die meisten der jeweiligen Situation entsprechend mal für die eine, mal für die andere Option und mal für das Kombinieren von Vorsicht und Radikalität“ (S. 157).

Und es gab tatsächlich auch Menschen, die zu genau zu jener Zeit, als viele in Westberlin einen Raum für eigene Emanzipation entdeckten und aus „Wessiland“ nach „Restberlin“ umzogen, der Stadt entflohen. Sei es auch nur, weil der Abstand zum eigenen Aufwachsen weiter weg in der Welt als nur ein paar Stadt-Bezirke sein musste. Geboren 1955 im Süden von Westberlin, entschied ich mich mit 18 Jahren für diese Option.

Lutz van Dijk, Amsterdam, Kapstadt